

Patrick Schmelzer

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Südafrika

vom 13. August bis 24. September 2001

**Friedensengel im Chaos des Kaps
Wie in Kapstadt versucht wird, der
ausufernden Kriminalität gewaltfrei zu begegnen**

Von Patrick Schmelzer

Südafrika, vom 13.08. bis 24.09.2001
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung

Inhalt

1. Zur Person	542
2. Kapstadt ist eine Droge	542
3. Crossroads und Nyanga	545
4. Morgenpatrouille	548
5. Besuch im Gefängnis	551

1. Zur Person

Patrick Schmelzer, Jahrgang 1973 studierte Politische Wissenschaften, Neuere Geschichte und Öffentliches Recht in Bonn und Hamburg. Als 17jähriger Schüler begann er für eine Lokalzeitung in seiner Heimatstadt Bad Kreuznach zu schreiben. Während des Studiums arbeitete er für die WELT, die FAZ und das GEO-Magazin. Er konzentrierte sich dabei auf Themen des internationalen Krisenmanagements und Fragen der Entwicklungszusammenarbeit. Nach dem Studium folgte im Jahr 2000 ein Volontariat für Hörfunk und TV bei der Deutschen Welle in Köln, Berlin und Brüssel. Der zweimonatige Aufenthalt in Kapstadt, aus dem der nachstehende Bericht entstanden ist, schloss sich an das Volontariat an. Patrick Schmelzer ist seit August 2001 Redakteur, Moderator und Auslandsreporter im Ressort „Politik und Wirtschaft“ beim Hörfunk der Deutschen Welle in Köln. Reportagereisen führten ihn nach Mazedonien, den Kosovo und nach Sierra Leone. Er war außerdem für die OSZE mehrmals als Wahlbeobachter auf dem Balkan im Einsatz und bildete als Dozent des „Radio Training Centers“ der Deutschen Welle Journalisten in Albanien fort. Mit dem nachstehenden Betrag widmet er sich erneut einem seiner Lieblingsthemen: gewaltfreier Konfliktbearbeitung.

2. Kapstadt ist eine Droge

Kapstadt ist eine Droge – es macht dich glücklich, es tut dir weh und du kannst nie genug davon kriegen. Es ist eine Stadt, in der es wundervolle Prachtvillen an traumhaften Stränden und in atemberaubenden Felslandschaften gibt. Es ist eine Stadt, in der Tausende von Menschen in Blechhütten, Baracken und unter freiem Himmel leben. Es ist eine Stadt, in der es die weltweit erste Herztransplantation durch den berühmten Chirurgen Chris Barnard gab und in dem zugleich nur wenige Kilometer von Barnards Krankenhaus entfernt Kleinkinder an Unterernährung und schlechter Medikamentenversorgung sterben.

Kapstadt ist schön. Wunderschön, cool und hip. Es ist eine gigantische Ansammlung an schönen Menschen deren europäische Herkunft, ihre malaysischen Vorfahren oder eben ihre afrikanischen Wurzeln im Gesicht geschrieben stehen. Manche Menschen haben europäische Gesichter und eine etwas dunklere Haut, manche haben den Teint eines Afrikaners aber die Gesichtszüge eines Malayen, manchen sieht man auf Anhieb ihre indischen oder pakistanischen Vorfahren an. „Coloureds“ nannte das Apartheid-Regime die Nicht-Weiße-Bevölkerung Südafrikas und meinte es diskriminierend.

Sieht man diese einzigartige Melange von Kulturen und Communities, wie die verschiedenen ethnischen Gruppen genannt werden, dann empfindet der

Betrachter dieses Gemisch und die Bezeichnung „farbig“ als Kompliment für diese Menschen. „Rainbow Nation“ wird dieses Land auch genannt. Wer die Innenstadt von Kapstadt durchstreift, weiß schnell warum. Kapstadt ist schön. Wunderschön. Aber: Kapstadt ist grausam. Kapstadt ist gewalttätig.

In der Stadt, die zu den schönsten auf diesem Planeten gezählt wird, herrscht in manchen Gegenden Anarchie, Mord, Raub und Vergewaltigung. Kriminalität ist in Südafrika ein Phänomen, das sich metastasenartig ausbreitet und kein Ende mehr zu nehmen scheint. Einer Statistik zufolge wird alle 17 Sekunden in Südafrika eine Frau vergewaltigt und alle fünf Minuten ein Mord verübt. Niemand hat eine wirkliche Erklärung dafür, dass es diese Ausmaße hat. Auch andere Länder haben mit Armut und ungerechter Wohlstandsverteilung zu kämpfen. Auch andere Länder haben grausame Tyrannen hinter sich gelassen und suchen nach einer Etablierung des Rechtsstaates. Doch die Gewalt am Kap ist exorbitant. Und viele rechnen es der Apartheid zu. „Hard livings Gang“ nennt sich eine der brutalen gesetzlosen Gruppierungen am Westkap, die mit ihren Überfällen und Schießereien immer wieder von sich Reden macht.

Ein hartes Leben in der Apartheid etwa? Ist das der Ursprung der Gewalt? Die Cape Times, eine der Lokalzeitungen in Kapstadt, veröffentlichte eine Serie über die zunehmende Kriminalität am Westkap. Sie warb für diese Serie mit einem Foto, das den letzten Vertreter des Apartheid-Regimes, P. W. Botha bei einer Parlamentsrede zeigt. Darüber stand in einer grossen Überschrift: „Founder of the Hard Livings Gang?“ und darunter die etwas näher erläuternde Frage: „Ist das Apartheidsregime der Ursprung für das alltägliche Chaos und die ausufernde Gewalt in Südafrika und speziell in unseren Townships um Kapstadt herum? – Die Cape Times berichtet in einer Serie“.

Vielleicht ist es ein sehr monokausales Erklärungsmuster. Doch Tatsache ist, dass das Apartheidregime mit dem Group Act Siedlungen geschaffen hat, die bis heute die Keimzelle von Hoffnungslosigkeit und Kriminalität sind. Heutzutage würde man es ethnische Säuberung nennen, was sich in den 50er Jahren in Südafrika abgespielt hat. Der Group Act war ein Gesetz, das bestimmten Bevölkerungsgruppen bestimmte Wohngebiete zuwies. Deshalb gibt es auch noch heute am Rande von Kapstadt die „coloured townships“, die „black townships“ und die „malaysian areas“. Menschen wurden enteignet und deportiert und in diese Siedlungen einfach hineinverfrachtet.

Township heisst nicht nur einfach Siedlung. Township bedeutet Armut, Schießereien, Vergewaltigungen, Raub und Mord. Meistens stecken organisierte Gruppen dahinter. Die Gangs sind eine Fortpflanzung bewaffneter Gruppen aus der Apartheidzeit. Gruppen, die früher Polizeistationen in die Luft sprengten, haben ihre Waffen nie wirklich abgegeben und sahen im neuen Südafrika des Nelson Mandela keinen Platz für sich. Sie haben immer gekämpft und die neu gewonnene Freiheit gab ihnen zwar Rechte aber keine

Jobs. So kämpfen sie weiter für ihren Wohlstand und gegen die, die ihnen das streitig machen wollen. Die rivalisierenden Gangs.

Und dann gibt es noch die, die den Gangstern den Garaus machen wollen: die „People Against Gangsterism and Drugs“ abgekürzt PAGAD. Eine militante Killertruppe islamistischer Prägung, die weltweit in den Medien bekannt wurde, als sie einen Drogendealer in Kapstadt zuerst mit Benzin übergossen, ihn anzündeten und anschließend eine Salve aus einer Maschinenpistole auf ihn abfeuerten. Der Name PAGAD wurde von nun an gleichgesetzt mit Furcht und Schrecken. Doch manche Capetonians waren erleichtert, dass PAGAD auf den Strassen Kapstadts durchgriff. Die Polizei ist in den meisten Fällen überfordert, so dass sich Comedians in ihren Bühnenshows in Kapstadt sogar über sie lustig machen. In der Cape Comedy Show spielt ein schwarzer Kabarettist die Rolle eines aufgebracht Townshippbewohners, der völlig entnervt bei einer Polizeistation anruft und in den Hörer brüllt: „Hey, Ihr müßt schnell hierherkommen, wir haben hier einen Typen mit 17 Schüssen im Kopf!!!!“ Darauf imitiert der schwarze Kabarettist einen weissen Polizisten, der antwortet: „Oh, das ist wahrscheinlich der erstaunlichste Fall von Selbstmord, der uns je unter gekommen ist.“

Kapstadt ist lustig. Kapstadt lacht dich an. Kapstadt lacht die Gewalt an.

Es ist eine Art Galgenhumor, wenn über die Gleichgültigkeit, die Inkompetenz und die Korruption der Sicherheitskräfte Südafrikas gewitzelt wird. Doch über PAGAD lacht niemand und niemand würde öffentlich Witze über sie machen. Dafür haben die Killer von PAGAD zu oft schon zu brutal zugeschlagen und gemordet. Und nicht immer sind die Opfer Dealer.

Im Stadtteil Observatory trat vor drei Jahren ein Killerkommando von PAGAD eine Tür eines Einfamilienhauses ein, stürmte herein und tötete drei Männer und eine Frau. Eigentlich wollte das Kommando ein Dealerhaus auslöschen, irrte sich aber in der Adresse und erschoss vier unschuldige Menschen. Ein Sprengstoffanschlag auf ein Jugend-Kaffee im Süden Kapstadts soll angeblich ebenfalls auf das Konto von PAGAD gehen.

Das Virus der Kriminalität erzeugt neue Krankheiten, die immer weiter wuchern und wuchern. Und niemand weiß, wie man dem Chaos Einhalt gebieten könnte. Gangs schießen auf Gangs. Gangs schießen auf harmlose Bürger, Bürger organisieren sich zu Bürgerwehren, die Polizei unternimmt vielleicht gar nichts und ist hoffnungslos mit der sie überspülenden Welle der Gewalt überfordert. Es ist ein Kampf gegen Windmühlen. Nicht, dass die Polizei gar nichts täte. Doch sie ist schlecht bezahlt, schlecht ausgerüstet und den Gangstern einfach unterlegen. Gewaltfreie Kriminalitätsbekämpfung und Konfliktbearbeitung von Nichtregierungsorganisationen (NGO's) klingt angesichts solcher Zustände als wollte Gandhi Osama Bin Laden zur Vernunft bringen. Und doch – ein paar Projekte haben Erfolge ...

3. Crossroads und Nyanga

Ein kühler Morgen in Kapstadt. Es ist neun Uhr und ein paar Sonnenstrahlen berühren die blau, gelb und rot leuchtenden Häuser im unteren Teil des Observatory, einem sehr jugendlichen und lebendigen Stadtteil der Kapmetropole. „Obz“ wird diese Gegend von den Capetonians nur kurz und charmant genannt. Im „Obz“ waren schon immer die quirligen Querdenker, Schriftsteller, Hippies, Künstler, Studenten und Apartheidsgegner versammelt. Liebespaare unterschiedlicher Hautfarbe gingen auch hier schon vor Mandelas Machtübernahme ungeniert händchenhaltend über die Straße. Heute trinkt man hier seinen Latte Macchiato in einem der sonnigen Straßencafés und studiert die „Mail and Guardian“. „Obz“ ist bunt und schön. Nyanga und Crossroads, zwei Townships am Rande von Kapstadt, sind auch bunt – aber keineswegs schön. Denn sie ähneln mit ihren Bandenkämpfen eher einem Bürgerkriegsgebiet. Doch genau dort soll es heute hingehen.

Nyanga und Crossroads sind die Orte, in denen die „Community Peace Worker“ ihre Patrouillen laufen. Eine Art unbewaffnete Fußpolizei, die nur mit Mitteln der Mediation für Ruhe und Ordnung sorgen will. „Verhandeln statt schießen“, ist das Motto der „CPW’s“, wie sie sich auch nennen.

Neun Uhr dreißig. Ich trinke noch einen Kaffee, dann soll eigentlich eine Abgesandte der Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) kommen und mich abholen. Ein Jeep naht, „Peace and Development“ steht darauf und das Logo der GTZ ist zu sehen. Ich stürze schnell den Kaffee herunter, zahle und steige ein. Eine Fahrt vom Obz nach Nyanga ist ein Trip von der Ersten in die Dritte Welt, die in dieser Stadt so dicht beieinander liegen, dass einem diese krassen Gegensätze immer wieder zu schaffen machen. Die coolen Clubs und Bars von Downtown Cape Town, die vor Luxus und Überfluss überquellenden Shopping-Malls einerseits und die auseinanderfallenden Hütten der Townships und die vielen afrikanischen Kinder auf den Straßen, die mit ihren großen, traurigen Augen einen nach etwas zu Essen fragen – all das liegt hier dicht an dicht beieinander. Vom Obz nach Nyanga geht es kurz über den Freeway und vorbei am Kühlturm eines Kraftwerkes rüber zu den Townships, die ganz in der Nähe des Flughafens liegen.

Crossroads und Nyanga sind zusammengewachsene Townships, die in einer Sandebene liegen, während das Umland eher gebirgig ist. Die Straßen sind geteert, aber ansonsten sind die Böden dort unbefestigt. Die Hütten stehen auf blankem Gras – und Staubboden. Müll liegt auf den Straßen und verbreitet einen üblen Geruch. Die Menschen tragen zerlumpfte, einfache Kleider und traurige Gesichter. Die Hütten der Townships sind teilweise ein irgendwie zusammengezimmertes Etwas, von dem sich nicht genau sagen lässt, durch was und wie es zusammengehalten wird. Bei manchen Menschen, die das hier aus-

halten müssen, fragt man sich ebenso, wie ihre Seelen das alles ertragen mögen. Wer nur irgendwie kann, versucht, die Townships zu verlassen. Doch wie soll das gehen, wenn es keine Jobs gibt und auch kein Licht am Ende des Tunnels ist?

Irgendwie ist es eine Ironie des Schicksals. Vom stinkendem Müll und den klapprigen Hütten Crossroads heraus führt eine Brücke direkt zum Gelände des Cape Town International Airport, so als habe jemand den Bewohnern eine Brücke zu einer Reise in die Ferne bauen wollen. Tatsächlich dient die Brücke den Bewohnern des Townships, die beim Flughafen beschäftigt sind. Wir fahren an der Brücke vorbei und erreichen ein eingezäuntes Gelände innerhalb des Townships. Es ist das Hauptquartier der Community Peace Worker.

Wir steigen aus und laufen an einem Gatterzaun vorbei auf das Gelände. Es besteht aus einem barackenhaften Gebäude und einem hinzugestellten Container. Heute ist es kühl. Die Sonne hat sich wieder hinter Wolken versteckt und Regentropfen prasseln auf die Wellblechdächer des Townships.

Daniel Matutle ist einer der Chefs des Projekts, das ursprünglich mal in Johannesburg gestartet wurde und dort von einem Deutschen gemanagt wird. Hier am Westkap ist Daniel der primus inter pares. In seinem dunklen Gesicht blitzen seine Zähne leuchtend weiß hervor, als er mich anlächelt, mir die Hand reicht und mich in sein Büro in die Baracke bittet. Wir gehen hinein und genehmigen uns einen Kaffee.

Als weißes Gesicht, hätte man diese Gegend während der Apartheidszeit gar nicht betreten können, sagt Daniel und grinst dabei. Nyanga und Crossroads sei eine absolute „No-Go-Area“ gewesen. Eine in sich geschlossene, anarchische Welt, in der es auch keine Polizei gegeben habe, so Daniel. Fast so wie in der Welt eines John Carpenter, der den Hollywoodstar Kurt Russel in dem Film „Die Klapperschlange“ in einem Gefängnis ohne Wärter aussetzte, einem Gefängnis namens Manhattan. Doch das war Filmvision.

Nyanga war und ist die Realität. Die Polizei kam gar nicht rein bis nach Nyanga und Crossroads. „Kaum ein Polizist hätte das wohl überlebt“, sagt Daniel. Und die Staatsmacht des Apartheidregimes ließ dieses Gebräu aus sozialem Unfrieden, Armut und Gewalt grundsätzlich auch unangetastet. Daniel hat diese Zeit auch selbst erlebt. Wie nahezu alle CPW's ist er ein Kind der Townships. „Hey brotha“, sagt er zu mir. „Hier war mächtig Streß.“

Niemand wisse wirklich etwas Genaues über die Kriminalitätsraten. Denn dadurch, dass es keine Polizei hier gab, habe auch niemand die Verbrechen gemeldet. Polizei war Staatsmacht und Staatsmacht bedeutete Apartheidsregime. Und mit diesem Glaubwürdigkeits – und Imageproblem haben die Sicherheitskräfte heute noch zu kämpfen, auch wenn viele Polizisten mittlerweile aus den Teilen der schwarzen Bevölkerung stammen. Dieses Glaubwürdigkeitsproblem griffen die CPW's auf. 1997 startete das Projekt am Westkap. Die Polizei war mittlerweile in die Townships „vorgedrungen“.

Die Arbeit der Staatsmacht sollte ergänzt werden. Die Idee ist einfach: man nehme arbeitslose Jugendliche, stecke sie in Uniformen und lasse sie unbewaffnet durch die Straßen patrouillieren und bei jedem Konflikt, der nicht mit Waffen ausgetragen wird, intervenieren. Seien es Familienstreits, Rangeleien auf offener Straße oder Gewalt gegen Kinder.

Die CPW's müssen über 18 Jahre alt sein, dürfen keine Vorstrafen haben, müssen lesen und schreiben können und müssen in der Community verwurzelt sein. Wer es schafft, ins Programm aufgenommen zu werden, bekommt vor den Einsätzen in den Patrouillen einen Crash-Kurs in gewaltfreier Konfliktlösung. Mit den Patrouillen sollen die Gewalttaten sinken und die Vertrauenslücke zwischen Bevölkerung und Polizei ein wenig überbrückt werden. Wer ein Jahr lang bei den Community Peace Workern gearbeitet hat, bekommt in Kooperation mit dem Arbeitsministerium am Westkap eine sechsmonatige Berufsausbildung bezahlt. Und die jungen, als motiviert und diszipliniert geltenden Peace Worker finden in der Regel auch eine interessante Tätigkeit. Doch das ist nicht das Hauptziel, meint Daniel, die Jungs sollen hier auf den Straßen aufpassen.

„Unser Erfolg liegt darin begründet, dass wir alle hier aus der Gemeinschaft sind. Niemand von außerhalb hätte hier einen solchen Einfluss wie wir.“ Bei einer Messerstecherei ging keiner von seinen Leuten dazwischen, das sei dann wiederum die Aufgabe der Polizei, mit der die CPW's eng zusammenarbeiten. Und das war nicht unbedingt von Anfang an der Fall, denn die Polizisten fürchteten um ihren Job und sahen die CPW's als Konkurrenz an. „Die hatten schon erst mal ganz schön große Skepsis und haben uns sehr kritisch beäugt“, sagt Daniel. Doch mittlerweile sei man nicht nur in friedlicher Koexistenz, sondern sogar in eine gute Kooperation getreten. Es sei eine Art komplementäres, sich gegenseitig ergänzendes Arbeiten. Die Polizei habe gar nicht die Möglichkeiten, sich in jeden Familienstreit hineinzuhängen und habe auch nicht das Vertrauen der Menschen, die sich gar nicht von ihnen beschwichtigen ließen. Gegen Mord und Totschlag können auch die Community Peace Worker nichts tun. „Das muss dann wirklich die Polizei machen!“

Daniel lächelt mittlerweile nicht mehr. Er hat ein sehr ernstes Gesicht im Laufe des Gespräches bekommen. Und ernst muss ein Mann wohl auch werden hier draußen in Nyanga, wenn er über die Morde, die Räubereien und die sexuelle Gewalt gegenüber elfjährigen Mädchen spricht, so wie Daniel es tut. Er zieht die Augenbrauen hoch und seufzt einmal kräftig. Er spricht darüber, wie die Gesellschaft immer mehr verrotte und jegliche Form von Moral verloren geht. Darüber, dass ein 33-jähriger Mann vor drei Tagen ein 14-jähriges Mädchen zusammengeschlagen habe. Als die Peace Worker dazwischen gegangen waren, brachten sie den Mann ins Hauptquartier und befragten ihn, warum er es getan habe. „Die Kleine hat mich echt wütend gemacht“, war die Antwort des Täters.

„Das sind so die verrückten Sachen, mit denen man hier zu kämpfen hat“, sagt Daniel mit Falten im Gesicht. Wenn er so aussieht und er teilweise detailliert über die Scheußlichkeiten seines Alltages berichtet, sind für den Zuhörer die schmucken Antiquitätengeschäfte von Kalk Bay, die Fischrestaurants und die Seelöwenbänke bei Hout Bay und die Surferstrände von Simonstown Lichtjahre entfernt. Dabei sind es doch nur 20 Minuten mit dem Auto.

Kapstadt ist schön. Kapstadt ist gewalttätig.

Daniel will den Besuchern die Peace Worker vorstellen und deshalb gehen wir aus der Baracke raus und laufen durch den Regen rüber zu dem weißen Container, auf dem eine deutsche Nationalfahne aufgemalt ist. Die Peace Worker werden vom Auswärtigen Amt finanziert. Wir laufen über einen regenassen, sehr matschigen Boden, der unter unseren Füßen schmatzt. Es ist August. Das heißt, es ist Winter in Südafrika. Ein verregener Winter mit etwa fünf Grad Celsius. Vor drei Wochen noch waren die Regenfälle am Westkap so stark, dass die Townships völlig unter Wasser standen und man sie zum Notstandsgebiet erklärte. Thabo Mbeki, der Präsident der Regenbogenation, stapfte durch die Pfützen in den Townships und schüttelte die Hände der Armen. Jetzt hat sich der Groll des Klimas ein wenig beruhigt und es schüttet nicht mehr ganz so stark.

4. Morgenpatrouille

Eine schwere Metalltür am Container öffnet sich. „Welcome!“, sagt einer aus der insgesamt zwölf bis fünfzehn Mann starken Peace Worker Truppe, die sich hier versammelt hat, um nach der Morgenpatrouille ihr Mittagessen einzunehmen. Wir gehen rein. Aus einem Radio dröhnen afrikanische Rhythmen. Brenda, einer der Popstars Südafrikas, singt von Hoffnung und Liebe. Aus den Kochtöpfen dringt dampfend der Duft frisch gekochten Hühnchens und aus einer großen Metallkanne wird frischer, heißer Tee serviert. Aufwärmung. An der Wand hängt ein Schild: eine Pistole ist auf einer Art Parkverbotsschild durchkreuzt. „This is a gun free zone“ steht unter dem Schild. Solche Schilder gibt es sonst nur bei Hilfsorganisationen im Kosovo, in Bosnien oder sonstigen Krisengebieten zu sehen. Doch Nyanga und Crossroads sind schließlich auch irgendwie Krisengebiete.

David ist ein Peace Worker. Er bittet mich zu sich herüber, gibt mir kräftig und forsch die Hand, drückt mir einen Teller Hühnchen in die Hand und spielt den Reporter. Wer ich sei, woher ich komme und überhaupt. Ich lasse ihn gewähren und erzähle alles ganz brav wie das so ist in Deutschland – dass man da auch nach Einbruch der Dunkelheit durchaus noch alleine über die Straße gehen kann und dass da auch noch zu später Stunde Busse und Bahnen fah-

ren, in die man völlig unbedenklich einsteigen kann. David sieht mich an, als erzählte ich vom Leben auf dem Mars.

„Unbelievable, man. Dis is impossible ova here.“

In der Ecke des Containers liegt ein Stapel Funkgeräte. Das ist das Einzige, was die Peace Worker neben ihrer grün leuchtenden Uniform an Ausrüstung noch gestellt bekommen.

Das Mittagessen neigt sich dem Ende zu. Die Peace Worker machen sich startklar für ihre nächste Patrouille. Die Funkgeräte werden geschnappt und auf geht es auf die Straßen von Nyanga und Crossroads. Es hat aufgehört zu regnen. Also patrouillieren David und sein „Team Alpha“ ohne Regencapes, sondern in ihren grünen Uniformen. Jeder von ihnen trägt eine Baseballkappe.

„Alpha to Station, Alpha to Station. Coming. Over“, funkt David nach etwa zehn Minuten und macht damit nur den Funkgerätcheck. „Got you loud and clear“, meldet die Station zurück. Ohne Funkverbindung wäre ein vielleicht schnell notwendiger Kontakt in Richtung Polizei nicht möglich. Und manchmal – wenn es vielleicht brenzlig wird – kann es sein, dass die Hilfe auch schnell gebraucht wird. David seufzt und sagt „Oh brotha, hier passiert jede Menge Scheiße! Insbesondere dann, wenn die Gehälter ausgezahlt werden, dann gehen die Männer in die Kneipen und betrinken sich und dann gibt es immer Stress hier. FUCK! You know?“

Eine Kugel oder ein Messer hat noch kein Community Peace Worker abgeknigt. Aber bei den Schlägereien in den Shebeens, wie die aus Wellblech zusammengezimmerten Township-Spelunken heißen, da gab es für den einen oder anderen durchaus mal ein blaues Auge.

Die Patrouille schlurft behäbig die Straße entlang. Man will hier nicht in Reih und Glied militärisch entlang marschieren, sondern ein partnerschaftlicher Ansprechpartner sein, wenn es Probleme gibt. David und die ihn begleitenden fünf anderen Peace Worker werden von Kindern im Vorbeigehen begrüßt. Vor allem die ganz Jungen kennen die Peace Worker persönlich, weil sie früh morgens Schulklassen über die Straßen eskortieren. Deshalb winken den Peace Workern auf den Straßen immer wieder elf-, zwölf- und dreizehnjährige zu.

David und sein Team Alpha nimmt uns mit zur lokalen Polizeistation. Wir wollen dort gemeinsam dem Chef der lokalen Polizeibehörde, Samuel Mashoto, einen Besuch abstatten. Das Gebäude ist ein Backsteinbau, vor dem jede Menge Baumaterialien liegen. „Der Gefängniszelltrakt der Polizeistation wird gerade neu erbaut“, erklärt David. „Was ist mit dem Alten?“, frage ich.

„Der ist baufällig geworden“, sagt David. Er beschreibt damit zugleich den Zustand der südafrikanischen Polizei – wackelig und einer dringenden Renovierung bedürftig.

Die Polizeistation sieht im Innern halbwegs modern eingerichtet aus. Die Angestellten sind nahezu ausnahmslos schwarze Südafrikaner. Ein dickbäu-

chiger Polizist sieht mein Mikrofon und kommt auf mich zu, um mir sofort seine ganze Lebensgeschichte zu erzählen – wie er früher für den Widerstand gekämpft hat, zuerst als politischer Aktivist und dann als Untergrundkämpfer. „Früher“, sagt er, „früher als die Weißen uns geknechtet und gedemütigt haben, habe ich Polizeistationen angezündet. Ha! Und jetzt arbeite ich selbst in einer. Das zeigt dir, wie frei wir jetzt sind.“

Ich lasse den Mann mit seinen Weisheiten allein und gehe mit David und den anderen rüber zum Büro des Revierchefs. Auch er ist ein eher stämmiger Typ, der einen zupackenden Händedruck hat und eine bärige Stimme, die einen schnell an Barry White erinnert.

„Nun ja, die Jungs hier“, sagt der Revierchef und meint die CPW's damit, „haben uns ja erst mal ganz schön Kummer gemacht. Mittlerweile rufen wir sogar bei denen an, weil sie noch etwas dichter am Volk dran sind als wir das als Staatsmacht sein können. Sie haben immer gute Informationen und, na ja, wissen Sie, wir können uns hier auch nicht um alles kümmern, bei dem was alles hier passiert. Insofern sind wir schon ganz froh, dass die Jungs hier patrouillieren.“ Okay Mister, denke ich mir. Hier ist doch schon etwas von Abwältzungstaktik im Raum. Andererseits ist ein Revierchef auch nicht zu beneiden, den man in eine high-crime-area versetzt hat und der mit dem was er an Polizisten und Material hat, versucht eine Schlacht zu gewinnen, die nicht zu gewinnen ist. Don Quijote hatte bei den Windmühlen wahrscheinlich größere Siegchancen.

Dementsprechend sind die Peace Worker hier natürlich auch nur ein Tropfen auf den Stein – doch der stete Tropfen höhlt den Stein ja bekanntlich. Wir bleiben bei dem unverbindlichen Smalltalk mit dem Revierchef und sprechen beim Rausgehen noch mit einem Officer, der auf den ersten Blick aussieht wie „High-Tower“ aus dem Film „Police Academy“: ein großer dunkelhäutiger Mann mit breiten Schultern und entschlossener Miene. Keiner, dem man begegnen möchte, wenn man gerade etwas ausgefressen hat. Optisch jedenfalls ein würdiger, respekt einflößender Vertreter der Staatsmacht. Aber extrem wortkarg. Wir schießen ein paar Fotos, erkundigen uns nach seinem Alltag, er bleibt recht einsilbig und wir machen uns wieder auf den Weg.

David und sein Team Alpha läuft mit mir an einem Friedhof vorbei. Dicht an dicht liegen die Menschen dort begraben. Die Überfüllung des Friedhofes ist sofort an der engen Anordnung der Kreuze und deren Vielzahl zu sehen. Zu einfach wäre es, die Überfüllung nun der Kriminalität zuzuordnen. Der größte und gefährlichste Killer hier ist immer noch Aids. Doch nicht wenige hier sind auch Opfer der Bandenkriege und der nächtlichen Schießereien. Über den Friedhof läuft eine junge Frau, eine afrikanische Schönheit mit schmalen Hüften, langen Rastalocken, bunten Kleidern und einem gänsehaut einflößenden traurigen Blick aus großen, funkelnden Augen.

Kapstadt ist schön. Kapstadt lacht dich an. Kapstadt ist traurig. Kapstadt ist gewalttätig.

David runzelt die Stirn, als er bemerkt, wie meine Augen auf den Gräbern und der Frau hängen bleiben. „Hey brotha, ich weiß, das ist ein finsterer Anblick hier. Da liegen ne Menge unschuldiger Menschen und genug Kinder haben ihre Eltern dort begraben, weil diese verdammte Seuche hier nicht aufzuhalten ist. Aber genug von denen da unter der Erde sind Gangmitglieder, die von einer anderen Gang erschossen worden sind. Das macht ne Menge der Gewalt hier aus. Die Gangs, die sich hier abschlachten.“

Dann schaltet sich Amos ein, ein anderer Peace Worker: „Wir versuchen ja mit den Gangs in Kontakt zu treten und hier so ne Art Entwaffnungsprozess in Gang zu kriegen. Mit den Patrouillen allein ist es ja nicht getan. Aber versuch mal, nem Gangleader klarzumachen, dass er seine Waffen abliefern soll. Das ist so, als wolltest Du einem Cowboy sein Pferd nehmen. Ya know, man?“

Wir kehren wieder von der Patrouille zurück zum Hauptquartier und eine GTZ-Mitarbeiterin fährt uns zurück zum Obz.

Mit Friedensverhandlungen zwischen Kriegsparteien könnte man es vielleicht vergleichen, was sich zeitweise da abspielt, wenn die Peace Worker versuchen, die verfeindeten Gangs zu versöhnen. Aber im Gegensatz zu einem Mann wie Richard Holbrooke haben die Peace Worker von Nyanga und Crossroads weder Zuckerbrot noch Peitsche, um in einen Haufen gewaltbesessener Mörder Vernunft hineinzubekommen. Das Center for Conflict Resolution an der University of Cape Town hat sich allerdings genau das zum Ziel gesetzt: aus vielen kleinen gewalttätigen Mr. Hydes viele kleine brave Dr. Jekylls zu machen: mit psychologischen Workshops in einem Schwerverbrechergefängnis ...

5. Besuch im Gefängnis

Wenige Tage später. Tokai. Ein Vorort von Kapstadt, der im Vergleich zu Nyanga und Crossroads nicht gegensätzlicher sein könnte. Ein Ort, wo sich die Schönen und Reichen zum Golf spielen treffen und schicke Apartment-Anlagen in schneeweiß von bunten Blumenbeeten und akkurat geschnittenen Hecken umgeben sind. Hier inmitten dieser Umgebung steht die Anlage von Pollsmoor. Ein „MSP“. Ein Maximum-Security-Prison, das mehr als 7.000 Kriminelle eingesperrt hält. Vergewaltiger, Mörder, Kidnapper, Gangleader – hier sind all jene drin, denen man eigentlich niemals begegnen will. Es ist 10 Uhr, als wir die stacheldrahtumzäunte Pforte von Pollsmoor Prison erreichen.

Etwa drei Wochen lang habe ich mit den Behörden in Pretoria verhandelt, um die Genehmigung zu bekommen, das Gefängnis zu betreten. Jetzt ist es soweit. Bei mir ist ein Beamter der Correctional Services, der Strafvollzugs-

behörde und er hat mir versprochen, dass wir überall hindürfen, einschließlich der Zellen der ganz schweren, bösen Jungs.

Außen sind mehrere Wachtürme zu sehen. Gefängniswärter laufen mit Schäferhunden an der Leine um die Gefängnismauern herum. Wir gehen rein, ein Beamter durchsucht uns nach Waffen und klopft dreimal gegen eine schwere Metalltür, die von innen geöffnet wird. Wir gehen einen Korridor entlang. Ein stechender Geruch eines Putzmittels steigt in die Nase, der etwas intensiver wird, je weiter man sich im Zelltrakt vorwärtsbewegt. Von außen scheint durch die vergitterten Fenster des Eingangsflures etwas Sonne herein, so dass sich an den gegenüberliegenden Wänden Schatten der Gitterstäbe bilden. Bei einem weiteren, tiefergehenden Blick in eine Zelle zeigt sich schnell das traurige Bild der totalen Überbelegung. Etwa dreißig, zumeist junge, schwarze Männer drängen sich auf vielleicht 30 Quadratmetern und teilen sich eine Toilette. Aus den Zellen dringen Gestank, Flüche, Zigarettenqualm und finstere, misstrauische Blicke aus Gesichtern, die bedrohlich und einschüchternd wirken.

„Willkommen in Pollsmoor“, sagt einer der Wärter mit ironischem Lächeln und legt dabei zugleich die Stirn in Falten. Willkommen in einem dunklen, verborgenen Reich, das nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr von den Behörden, sondern von brutalen Gangs regiert wird. Die Gangs in Pollsmoor haben ihr eigenes Rechtssystem. Sklaverei, Vergewaltigung und auch Mord sind in diesen Gefängnismauern keine Seltenheit. Eine Rangordnung von Befehl und Gehorsam, mit eigener „Rechtsprechung“ und „Bestrafung“. In diesem informellen Regierungssystem der Verbrecher gibt es selbsternannte „Judges“, „Commander“ und „Enforcer“. Messer werden aus Rasierklingen und abgebrochenen Stielen von Zahnbürsten gebastelt, aber manchmal werden auch einfach nur die Hände benutzt, um Häftlinge zu drangsaliieren und zu misshandeln – oder die Wärter oder Besucher, die sich im Zelltrakt aufhalten. Eine Unterwelt der Unterwelt hat sich hier etabliert und die Gangs haben sogar eine eigene Sprache, einen Mischmasch aus allen verschiedenen Sprachen Südafrikas entwickelt.

Es ist zugleich das Gefängnis, in dem der prominenteste Häftling in der Geschichte des Landes einsaß: Nelson Mandela. Das Ende seiner Inhaftierung verbrachte der Friedensnobelpreisträger nicht auf Robben Island, sondern hier hinter den Gittern, den Stahltüren und dem Stacheldraht von Pollsmoor. Hier suchte ihn Frederik Willem de Klerk, der letzte Chef einer südafrikanischen Apartheidsregierung, auf und verhandelte mit ihm über den politischen Systemwechsel in Südafrika.

Pollsmoor Prison war der Startpunkt für eine riesige Gesellschaftstransformation. Und Pollsmoor ist bis heute zugleich Schauplatz für die Transformation einer weiteren Gesellschaft: der Gesellschaft der dort herrschenden Gangs. In dem Raum, in dem de Klerk und Mandela erstmals aufeinander tra-

fen, lässt der Gefängnisdirektor von Pollsmoor, psychologische Workshops mit rivalisierenden Gangmitgliedern stattfinden.

Bei uns ist Chris Margas, einer der Wärter hier. Chris ist unbewaffnet, hat nicht einmal einen Gummiknüppel bei sich und geleitet uns durch das Gefängnisgebäude. Irgendwie wäre mir wohler, wenn ich wüßte, dass er im Ernstfall eine Waffe bei sich hätte. Wir gehen über den Innenhof des Gefängnisses und sehen viele junge Männer in Gefängnisuniformen, die sich ein wenig die Beine vertreten. Chris geleitet uns weiter rüber zu dem Raum, in dem sich de Klerk und Mandela trafen und der nun so viel mehr bewirken soll.

Der Workshopraum ist so karg und kahl, dass man hier keineswegs den Hauch der Geschichte spürt. Zehn Männer sitzen in der Mitte des Raumes in einem Kreis. Manche sehen sich hier gewissermaßen dem Feind gegenüber, denn die Gangs bekriegen sich auch im Gefängnis untereinander. Die Sitzung der Gruppe beginnt mit etwas deeskalierender Musik. Aus einem Kassettenrekorder dudelt Michael Jacksons „Man in the Mirror“. Darin heißt es: „If you wanna make the world a better place take a look at yourself and make a change.“ Die versteinerten Mienen der harten Gangmitglieder werden weich und lächeln zögerlich, viele haben keine Zähne mehr im Mund. Hier und da nickt ein Kopf rhythmisch mit. Emotionen sind im Gefängnis ein Risiko, weil man schnell als Schwächling gilt. Doch hier sollen Emotionen gezeigt werden und alle tun es mit der Zeit und singen irgendwann sogar den Michael Jackson Song lautstark mit. Ein Gangsterchor mit guten Absichten. Die Musik ist aus. Alle klatschen und beklatschen sich selbst und ihren Mut, Emotionen gezeigt zu haben. Die Situation ist entspannt, es kann weiter gehen, die Übungen kennt man schon untereinander. Es sind praktische psychologische Übungen, die dem gegenseitigen Vertrauen dienen und monatelang vorbereitet werden mussten.

Die Teilnehmer stellen sich in einer Kette vor einem Tisch auf und ein Mitglied der Gruppe muss sich von diesem Tisch rückwärts in die Arme der anderen fallen lassen. William Steenkamp, 42 Jahre alt, fünf Jahre ohne Bewährung, wegen bewaffneten Raubüberfalls, ist der erste, der sich auf den Tisch stellt und sanft in die Arme der Gruppe gleitet. William strahlt und sagt: „Gut zu wissen, dass man jemanden hat, der einen auffängt, wenn man fällt.“ Und tief gefallen sind sie alle. Und darüber sprechen sie in den Workshops und zeigen Reue. William spricht über die vielen Diebstähle, die Gewalt, die er anderen zugefügt hat, das erhabene, ihn erregende Machtgefühl, dass es in ihm erzeugt habe. Die Euphorie und das Glücksgefühl und die ihn plagenden Schuldgefühle. Alle nicken und wissen, wovon er spricht.

William wurde nach seiner Inhaftierung „Commander“, ein Rang, den man in der Hierarchie in Pollsmoor nur erreicht, wenn man einmal einen der Wärter mit einer Klinge attackiert und verletzt hat. Er war Mitglied der „28er“, jener Gang, die sich ihren Namen nach den 28 Häftlingen gegeben hat, die 1906 eine Revolte

starteten. Doch vor einem Jahr ist er abgesprungen und hat im Knast eine Initiative gegründet, die sich „Freunde gegen Missbrauch“ nennt. Er arbeitet aktiv bei den Workshops mit und versucht andere zu überzeugen, dass die Gangs in Pollsmoor der falsche Weg sind. Mitunter bedeutet das auch große Gefahr für ihn. Dass er an diesem Morgen wieder mit dabei ist, liegt vor allem an der Frau, die die Kurse leitet: Joanna Flanders, vom „Center for Conflict Resolution“, einer Kapstädter Nichtregierungsorganisation. Joanna ist eine attraktive, schwarze Frau Mitte vierzig. Sie hat die warmherzige, mütterliche Ausstrahlung von Claire Huxtable aus der Cosby-Show und spricht zugleich mit der strengen, anherrschenden Stimme einer rigorosen Oberlehrerin.

Joanna ist die Mutter der Gangster, die Mutter von Männern, die nie eine Mutter hatten, bei der sie sich als Kinder hätten ausweinen können. Die Mutter, die diese Kinder noch einmal ganz neu erziehen muss, obwohl sie doch eigentlich erwachsen sind. Erwachsen und verdorben und völlig „brainwashed“ wie sie später zu mir sagt. Die Apartheid habe diesen jungen Männern eingebläut, dass sie zu nichts fähig wären, dass sie wertlos seien und man sie deshalb in den Townships einpfirchen müsse. In ihren Workshops sollten die Männer Selbstachtung lernen und zugleich üben, mit inneren Spannungen umzugehen, Stress abzubauen und Aggressionen nicht gewaltsam auszudrücken, sondern verbal. „Einigen hier muss ich allerdings erst einmal absolute basics in den Umgangsformen beibringen, weil sie nie gelernt haben, ‘Danke’ oder ‘Entschuldigung’ zu sagen.“ Ein Job, den Sisyphos abgelehnt hätte.

Seit vier Jahren arbeitet Joanna Flanders jetzt mit den Gangs in Pollsmoor. Sie geht über den Hof des Gefängnisses, führt Einzelgespräche und versucht, an die verwundeten und verhärteten Seelen der Mörder und Diebe heranzukommen. Sie lässt sie Bilder malen und Texte schreiben, um sie ihre Gefühle ausdrücken zu lassen. Mit ihren warmen, dunklen Augen und ihrer einfühlsamen mütterlichen Art bringt sie eiskalte Killer zum weinen. Sie sprechen über Misshandlungen. Solche, die ihnen zugefügt wurden und solche, die sie andere haben erleiden lassen.

Anfangs war es für Joanna ein Job mit Lebensgefahr, denn die Gangs fürchteten um ihre Macht. Es gab Pläne, Joanna zu ermorden. Doch mit Charme und Engagement und ihrer mütterlichen Ausstrahlung zog sie einen nach dem anderen auf ihre Seite, sagt sie.

Manchmal sei es schon hilfreich die Häftlinge mit ihrem normalen Namen anzureden. Denn in Pollsmoor seien sie entweder nur eine Nummer oder sie hätten einen Gangnamen. „Ich versuche, ihnen die Maske abzunehmen, die man ihnen hier drin verpasst hat.“ Und maskiert sind so manche nicht nur im bildlichen Sinne, sondern durch Tätowierungen. In den Zellen ritzen sich die Gefangenen gegenseitig ihren Tattoo-Schmuck ein. Es ist ein Brandzeichen, das die Zugehörigkeit absteckt.

Erefan Jacobs ist einer, der sich sicher war, dass er niemals das Gefängnis verlassen würde. Und er ließ sich den Satz „Ich spucke auf Dich, Mutter“ auf die Stirn eintätowieren. Mittlerweile ist er aus dem Gefängnis raus und ein gezeichneter Mann, weil ihn seine Tätowierungen im Gesicht zu einem gebrandmarkten Gangster machen. Ein Arzt, der von seiner Geschichte erfuhr, erklärte sich bereit, ihm sukzessive die Tätowierungen zu entfernen, damit er wieder ein Mitglied der Gesellschaft werden kann. „Ich versuche, mich weiterzuentwickeln. Veränderung ist möglich, Veränderung beginnt mit mir selbst“, stottert er vor sich hin. Ein bisschen wirkt er wie ein Roboter, der diese Slogans, einfach herunterbetet. Joanna blickt ihn immer wieder tief fürsorgend an, wenn er so gebetsmühlenartig seine Sätze sagt. Sätze, die Joanna in ihren Workshopsitzungen immer wieder alle Gangster im Chor wiederholen ließ. „Brainwash“ nannte sie die Apartheidszeit. Sieht man diese im Gesicht tätowierten, finsternen Gestalten in Joannas Workshop sitzen und hört sie Michael Jackson Songs sanft singen und vollmundige Slogans aussprechen, dann kann sich der Betrachter nur schwer des Eindrucks erwehren, dass sie sich hier einer weiteren Hirnwäsche unterziehen.

Die Schöne und die gezähmten Biester treffen sich dreimal in der Woche. Und jedes Mal erzählt jeder seine Geschichte und jedes Mal soll jeder ein Stück gefestigt werden. Gefestigt in Fragen von Moral, Anstand und Zuverlässigkeit. Nicht selten haben erst die Gangs sie zu dem gemacht, was sie sind. Wer in Pollsmoor ankommt, wird sofort in den Mühlen der Gangs zerrieben. Und das heißt: Misshandlung – physisch-körperlich und auch sexuell.

Der eine oder andere in diesen Workshops hat nicht etwa Taten zu beichten, sondern Ereignisse zu verarbeiten. Aber auch die Finsternis, die die Täter belastet, das plagende Gewissen wird hier gereinigt. Trauma-Debriefing nennt sich das dann. Was ein langes Gespräch mit Joanna sein kann – aber auch ein Monolog vor der Gruppe.

Erefan Jacobs hat nahezu anderthalb Jahre in diesen Workshops zugebracht und hat seine Seele gereinigt von den „Dämonen des Verbrechens“, die ihn beherrschten, wie er sagt. Bald wird er aus Pollsmoor entlassen werden. Und wenn er seine Tätowierungen entfernt bekommen hat, dann will er bei seiner Mutter einziehen und ein neues Leben beginnen. Und als er das sagt, lächelt er und zeigt, dass er nur noch zwei Zähne im Mund hat.

Kapstadt ist hässlich. Kapstadt lacht dich an. Kapstadt ist schön und es ist wie eine Droge – es macht dich glücklich, es tut dir weh und du kannst nie genug davon kriegen.